

Die Bedeutung liegt allein im Auge der Betrachtenden

Irritierend neutral und gleichsam aufgeladen inszeniert er Objekte und Personen vor der Kamera: Andrzej Steinbach zeigt seine minimalistischen Bilder im Museum für Photographie Braunschweig

Von Bettina Maria Brosowsky

Als streng und methodisch, zudem sich einer unmittelbaren Dechiffrierung verweigernd, mögen viele die schwarz-weißen Fotoserien empfunden haben, die Andrzej Steinbach in den vergangenen Jahren veröffentlichte: „Figur I, Figur II“ war es 2015, „Gesellschaft beginnt mit drei“ folgte 2017. Immer standen starke, ernst dreinblickende Personen vor Steinbachs Kamera: neutrale „Figuren“, also generische Stellvertreter und keine betonten Individuen. Sie wechselten ihre Kleidung oder die Position in einem ausgetüftelten Arrangement in einem ebenfalls neutralen Raum. Und hatte man gehofft, in den Beileitpublikationen ein paar er-

klärende Worte zu finden: Fehl-anzeige!

Andrzej Steinbach, 1983 in Polen geboren, ist in Chemnitz, ehemals Karl-Marx-Stadt, in der DDR aufgewachsen, hat 2013 sein Fotografiestudium an der HGB in Leipzig abgeschlossen und lebt in Berlin. Er bezeichnet seinen Bildzugriff als „dokumentarisch“. Aber es ging ihm nicht mehr um die Aussagedichte des traditionellen Porträts, schon gar nicht um die Dokumentation eines sozialen Milieus oder des gesellschaftlichen Status einer Persönlichkeit. Denn die Zeiten homogener gesellschaftlicher Systeme, die einst Referenzgrößen wie August Sander oder Walker Evans zu ihren Studien motivierten, sind einem modernen

Pluralismus, sind fluiden bis brüchigen Sozialstrukturen gewichen. Steinbachs ästhetische Ambition bestand darin, so viel wie möglich zu reduzieren, auszutesten, wenn überhaupt noch etwas „zu sehen“ ist. Dabei berief er sich auf Walter Benjamin, der Sanders Porträts als „Übungsatlas“ für die Augen charakterisierte. Der Klarheit seiner Fotografie stellte Steinbach einen weiten Interpretationsspielraum des Gesehenen entgegen, den er einzig den Betrachtenden überließ.

Dann kam die Coronapandemie und vereitelte ihm, menschliche „Figuren“ im Atelier weiter aufzustellen. Steinbach begann zu erforschen, wie Menschen durch Gegenstände, die etwa auf ihre Arbeit verweisen, repräsen-



„Erweiterungen (Industriespiegel)“, 2024 Foto: Andrzej Steinbach und VG Bild-Kunst, Bonn 2025

tiert werden können. Als „erweitertes Menschenbild“ bezeichnet er das. Er zerlegte seine alte mechanische Schreibmaschine, ein „Bedeutungsherstellungsschäpparat“, wie er sagt, und porträtierte ihre Einzelteile in 14 Aufnahmen: filigrane Arme der Drucktypenträger, etwa, oder ein mysteriöses Objekt, das sich als Unterbau der Leertaste entpuppt. Die Inszenierungen sind als offenes, handwerkliches System gedacht: Man sieht den Rand der Fotografie, die großformatigen Abzüge hängen locker im Rahmen. Und er ent-

deckte die von Fotoamateuren geschätzte Makrofotografie für eine Serie von Werkzeugen. Er reizt die Detailfülle der Fotografie aus, lädt eine alte Zange oder Nägel wie Fetische in ihrem erotischen Charakter auf, erstmals auch in Farbe.

Das Museum für Photographie in Braunschweig zeigt jetzt eine Auswahl aus den letzten 13 Jahren Steinbach'scher Bildproduktion. Erstmals in Deutschland ist ein Auszug aus Steinbachs jüngster Werkgruppe zu sehen, „Erweiterungen/Extensions“ von 2024. Nun

tritt wieder eine ernste „Figur“ auf, in Beziehung zu Objekten wie Handwerkszeug oder einem Computer, den Erweiterungen humaner Leistungsfähigkeit. Steinbach operiert dabei humorvoll mit kunsthistorischen Bezügen: Eine Fahrradfelge auf einem Hocker, das kennt man doch irgendwie.

Andrzej Steinbach: „Hier“, Museum für Photographie Braunschweig, bis 30. November. Danach in der Kunsthalle Erfurt und Huis Marseille Amsterdam

Musikalische Variationen über einen Baustoff

So formschön, so brutal: Der Sampler „Beton-Pop“ versammelt als Auftragswerk zum Europäischen Kulturhauptstadtjahr von Chemnitz eingängige deutschsprachige Songs über Beton. Das passt perfekt zur Plattenbau-Tristesse der sächsischen Industriestadt

Von Luca Glenzer

Pop und Beton – ein nur auf den ersten Blick gegensätzliches Begriffspaar: Denn Bausünden als thematischer Bezugsrahmen von Popsongs sind bei genauer Betrachtung fast so alt wie Pop selbst. Bereits 1978 sehnten sich die Solinger Punkpioniere S.Y.P.H. im gleichnamigen Song „Zurück zum Beton“ – nur dort sei „der Mensch noch Mensch“, wie sie damals nicht frei von Ironie sangen.

In eine stilistisch andere Kerbe schlug knapp 40 Jahre später der ostdeutsche Rapper Trettmann mit seinem melancholischen Hit „Grauer Beton“.

Darin verarbeitete der noch in Karl-Marx-Stadt geborene und aufgewachsene Künstler seine von der Nachwende-Tristesse geprägte Jugend im Chemnitz der frühen 1990er. Nun, neun Jahre nach seiner Veröffentlichung, ist er Ausgangspunkt einer grundsätzlichen Auseinandersetzung des komplexen Verhältnisses zwischen Musik und Baustoff.

Angestoßen wurde sie vom Leipziger Autor Alexander Pehlemann, der in Kooperation mit dem Institut für Ostmoderne eine Compilation mit dem schlichten Titel „Beton-Pop“ vorgelegt hat. Auftraggeber dafür ist das Europäische Kultur-

hauptstadtjahr in Chemnitz – unter besonderem Verweis auf das dortige Fritz-Heckert-Viertel, der bekanntesten Plattenbausiedlung in der sächsischen Industriestadt.

Für den Sampler hat Pehlemann 20 Songs so illustrieren lassen wie Das Kinn, Power Plush, Felix Kubin und Herbst in Peking aus Ost und West versammelt. Das stilistische Spektrum ist dabei denkbar groß und reicht von Punk, Postpunk und Indie über Dub bis hin zum elektronischen Dancefloor. Als roter Faden dient dabei der thematische Bezug zum harten Material. Er erweist sich – neben der Tatsache, dass es sich ausschließlich um Neubearbeitungen in Form von Coverversionen und Remixen handelt – als einer der wenigen gemeinsamen Nenner der versammelten Beiträge.

Die meisten Songs stammen dabei im Original aus den 1980er Jahren. Was wenig verwundert – gilt Pehlemann doch seit Langem als Experte des frühen Postpunk sowie der Subkulturen des ehemaligen Ostblocks. S.Y.P.H.s rotzige Punkhymne etwa hat besondere Beachtung gefunden und wird auf dem Sampler gleich zwei Mal durch den klanglichen Fleischwolf gedreht: Weitaus hektischer als im Original ertönt der Song in der Version des Hamburger DJs und Elektronikproduzenten Istari Lasterfahrer (alias Felix Karl Raeithel), der mit seinem Remix eine bedrohlich anmutende Breakcore-Version mit zwischenzeitlichen Dub-Versatzstücken angerührt hat. Raeithel nennt sein Label passenderweise auch „sozialistischer Plattenbau“.

Der inzwischen in Tokio lebende Autor und DJ Hans Nieswandt zementiert seine Fassung hingegen zum eindringlichen Techno-Bolzen, der mit dem Original nur noch eine Gemeinsamkeit aufweist: Eine so kühle wie schonungslose Atmosphäre. Die titelgebende Zeile „Zurück zum Beton“ wird



Gemälde der Chemnitzer Künstlerin Beate Düber für die Beton-Ausstellung im Wirkbau, darauf zu erkennen ist eine Trabantenstadt Foto: Beate Düber

in Nieswandts Version dabei in Endlosschleife wiederholt, sodass sich ihre inhaltliche Dimension im Sound-Gewimmel schließlich transformiert und selbst zum Beat wird. Parallel zur Veröffentlichung erscheint ein von ihm verfasstes Essay namens „Mit der Betonung auf Beton“, in dem Nieswandt unter Bezugnahme autobiografischer Versatzstücke auf pointierte Weise danach fragt, wie das gemeinhin als „hässlich und schlecht“ wahrgenommene Material zur ästhetischen Kulisse der gegenwärtigen Popkultur avancieren konnte.

Das Essay verdeutlicht dabei einmal mehr, was die musikalischen Beiträge als metaphori-

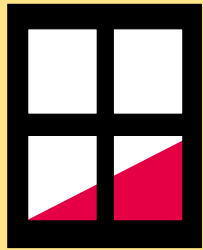
sche Kernaussage bereits in sich tragen: Popkultur ist in ihren gelungenen Momenten nicht bloß Unterhaltung, sondern auch diskursiver Spielplatz der strategischen Verunklarung, auf dem Geschichte reflektiert, weitergeschrieben und umkodiert werden kann. Wie genau? Eine Ahnung davon liefert in Chemnitz ein grau-buntes Begleitprogramm mit Kunst und Konzert, das die Veröffentlichung des Albums perfekt rahmt.

„Beton-Pop. Variations on Concrete“ (Iron Curtain Radio/Broken Silence). Live, 18. Oktober 2025 mit Nieswandt, Rosa Beton und Tereza, „Wirkbau/Atomino“ Chemnitz

berichtigung

Sich aus der Sprachlosigkeit und dem Vergessen arbeiten: Eindrucksvoll war gestern beschrieben, wie das der Autorin Jehona Kicaj in ihrem Roman „ë“ gelingt. Indem der Körper mitspricht, der verspannte Kiefer, die knirschenden Zähne und schließlich die Knochen der Skelette aus Massengräbern. Schon das Lesen der Rezension erweckte starke akustische und taktile Vorstellungen, die unter die Haut kriechen.





Unser Fenster nach Russland



Zur Unterstützung des russischen Exilmediums **Meduza** veröffentlicht die **taz** in Kooperation mit der **PanterStiftung** einmal wöchentlich Texte von **Meduza** unter

www.taz.de/meduza
Unterstützen Sie mit:
www.taz.de/spenden

